

José Mujica im Interview

„Die Linke hat nicht verloren“

José Mujica war Blumenzüchter, Guerrillero, Gefangener und Präsident Uruguays. Inzwischen ist er 81 und eine politische Kultfigur. Ein Gespräch über die lateinamerikanische Linke, Marihuana und das Leben.

Von DAVID KLAUBERT



© AP

Popstar unter den Linken Lateinamerikas: Uruguays früherer Präsident José Mujica

In den sechziger Jahren war José Mujica Anführer der Stadtguerrilla Tupamaros. Während der Militärdiktatur saß er 14 Jahre im Gefängnis von Montevideo, viele davon allein in einem Erdloch. Mit 74 wurde er zum Präsidenten der „Republik Östlich des Uruguay“ gewählt. Mujica spendete 90 Prozent seines Gehalts. Er verbrachte weiterhin viel Zeit in seinem kleinen Bauernhaus und fuhr einen himmelblauen Käfer. Mit spitzer Zunge und zugleich pragmatisch kämpfte er für seine Überzeugungen.

Im vergangenen Jahr übergab Mujica die Amtsgeschäfte an seinen Parteikollegen Tabaré Vázquez. Er selbst ist nun Senator – und Kultfigur der krisengeschüttelten Linken in Lateinamerika. Er ist 81 Jahre alt und noch immer viel unterwegs. In Berlin ist er zu Besuch bei der Friedrich-Ebert-Stiftung.

Herr Präsident, ...

Pepe!

Pepe, der peruanische Schriftsteller und Nobelpreisträger Mario Vargas Llosa hat vor Kurzem in einem F.A.Z.-Interview über Lateinamerika gesagt: „Das Versagen der linkspopulistischen Regierungen ist so offenkundig.“ Was würden Sie ihm darauf antworten?

Die Geschichte des Menschen ist ein sehr langer Prozess, ein permanenter Streit um Fortschritte und Rückschritte. Das, was wir heute hochtrabend „die Rechte“ und „die Linke“ nennen, sind zwei Seiten des Menschen: die konservative, bewahrende Seite und die Seite, die darum kämpft, die Verteilung zu verbessern und die Ungerechtigkeit auf dieser Erde abzumildern. Es ist ein Fluss, ein fast permanenter Kampf. Die Linke hat nicht verloren, weil sie nicht verlieren kann, genauso wenig wie sie gewinnen kann. Wir werden es nie schaffen, den Himmel zu berühren und zu sagen: Die Geschichte ist vorbei. Wir sollten die Geschichte als Prozess sehen, nicht als Foto.

Nach dem Linksruck Lateinamerikas Ende der neunziger Jahre sind Millionen von Menschen aus der Armut in die untere Mittelschicht aufgestiegen, aber ...

Und, zählt das nichts? Ist das nichts wert? Für alle, die jetzt besser essen, die ein besseres Haus haben, für die hat es sich gelohnt. Wenn wir danach abgewählt werden und verlieren, dann ist das egal, weil es diesen Menschen besser geht.



© AFP

Mujica zu Besuch bei Boliviens Präsident Evo Morales

Die Ungleichheit in Lateinamerika ist trotz dieser Erfolge nahezu unverändert hoch geblieben. Woran liegt das?

Das ist das Wesen des gegenwärtigen kapitalistischen Wirtschaftssystems. Der Markt tendiert dazu, Reichtum zu generieren und zu konzentrieren. Das Bruttoinlandsprodukt wächst, aber innerhalb der Gesellschaft wächst der Abstand zwischen den Armen und den Reichen. Manchmal verbessert sich auch die Situation der Armen, aber die Reichen verbessern sich um ein Vielfaches.

Hätte es nicht an den Linksregierungen gelegen, das zu ändern?

Wenn wir die Wirtschaft einfach laufen ließen, würde sie wahrscheinlich funktionieren und viel Reichtum schaffen. Aber sie löst nicht die sozialen Probleme, im Gegenteil: Sie verschlimmert sie. Deshalb glaube ich, und glauben auch einige andere, dass es notwendig ist, den sozialen Aufstieg zu forcieren. Durch Steuergesetze, durch Arbeitsgesetze, mit Gewerkschaften, in denen die Arbeiter den Preis und die Bedingungen ihrer Arbeit auf Augenhöhe mit den Dienstherrn diskutieren können. All das sind Maßnahmen, die helfen, Einkommen zu verteilen. Wenn der Staat sich die Hände wäscht und sagt: Ich bin neutral. Dann ist er neutral zugunsten des Stärksten. Das ist das, was in vielen Ländern passiert.

Außerdem bringt die Konzentration von Reichtum politische Möglichkeiten mit sich, Entscheidungen von Regierungen zugunsten der Reichen zu beeinflussen. Da wird die Demokratie in Geiselschaft genommen, das ist eine Gefahr für die Demokratie.

Nicht nur Vargas Llosa wirft den lateinamerikanischen Linksregierungen vor, die Armut vor allem durch die Umverteilung reichlich fließender Rohstoffeinnahmen gelindert zu haben ohne die Situation nachhaltig zu verbessern.

Das kann man so sehen. Die soziale Misere, mit der sie zu Beginn konfrontiert waren, war sehr groß. Und ich kenne kein Land, das es in zehn Jahren geschafft hat, sich zu entwickeln und aus der Armut in den Reichtum aufzusteigen. Ich denke, wir haben ein paar Fortschritte gemacht. Aber nicht ausreichend. Es gibt noch viele Arme in Lateinamerika, viel zu viele angesichts des Reichtums dieses Kontinents. Die Linke hat nicht gewonnen. Sie war in einigen Ländern an der Regierung, aber das heißt nicht, dass sie gewonnen hat. Und jetzt gewinnt auch nicht die Rechte. Sie wird einige Regierungen stellen. Aber der Kampf geht weiter. Weil wir Anhänger des Rationalismus sind, muss alles für uns einen Anfang und ein Ende haben. Aber das ist das Problem von Vargas Llosa und denen, die so denken. Ich glaube nicht an einen Anfang und ein Ende, sondern an den Weg.



© dpa

Ende 2015 mit Dilma Rousseff; inzwischen ist die brasilianische Präsidentin im Rahmen eines Amtsenthebungsverfahrens suspendiert.

In Argentinien ist eine linke Regierung abgewählt worden, in Brasilien im Rahmen eines Amtsenthebungsverfahrens suspendiert. Venezuela unter Nicolás Maduro steckt im Chaos. Die Krise der Linken ist unübersehbar.

Und in Deutschland, steckt die Linke nicht in einer Krise?

Hier auch, ja.

Und, ist die Linke verschwunden?

Noch nicht.

Ah, wie gut. Es ist ein Kommen und Gehen. Jetzt befinden wir uns in einem Moment der Ebbe, des Rücklaufs, aber das demoralisiert mich nicht. Es wird Wechsel geben und rechte Regierungen, die auf jeden Fall einige der Dinge beibehalten werden, die die Linke gebracht

hat, und einige nicht. Die Märtyrer des Arbeiteraufstands von Chicago wurden niedergeschlagen, sie alle wurden getötet. Heute werden auf der Welt acht Stunden und weniger gearbeitet. Niemand stellt die acht Stunden in Frage, auch keine konservative Regierung. Diejenigen, die sich gegen die Sklaverei auflehnten, haben erst einmal verloren. Diejenigen, die das Scheidungsrecht für Frauen durchsetzten. Diejenigen, die die Prostitution anerkannt haben. Et cetera. Et cetera. Et cetera. Wir steigen die Leiter hinauf und treiben den menschlichen Fortschritt voran. Besiegt sind nur diejenigen, die aufgehört haben zu kämpfen.

Sie haben einmal gesagt: „Die Macht ist wie eine störrische Geliebte“. Warum fällt es so vielen Politikern schwer, sich irgendwann wieder von dieser Geliebten zu trennen?

Es fällt uns schwer, weil wir endlich sind. Unser Leben ist kurz und wir können nur eine Stufe der Treppe erklimmen. Das soziale Leben geht weiter. Soziale Revolutionen dauern länger als ein Menschenleben. Wir aber wollen die Ergebnisse im Rahmen unserer Existenz sehen.



© AFP

Während seiner Präsidentschaft im März 2014

In Venezuela klammert sich Nicolás Maduro an die Macht. Das Land ist heruntergewirtschaftet, es gibt Proteste und Auseinandersetzungen, weil die Menschen Hunger leiden. Sehen Sie einen Ausweg?

Klar sehe ich in Venezuela nur eines: Je mehr Einmischung von außen, desto schlechter. Dann werden nämlich alle Venezolaner paranoid. Zweitens: Sie müssen selbst bestimmen, selbst einen Ausweg finden. Und drittens müssen sie ihr altes Problem lösen, das eines reichen Landes, das sich daran gewöhnt hat, ausschließlich vom Erdöl zu leben, und das die Landwirtschaft vernachlässigt hat.

Die Opposition, die im Parlament eine klare Mehrheit hat, will ein Referendum zur Abwahl Maduros. Und sie hat dafür auch die notwendigen Unterschriften gesammelt. Wäre das eine Lösung der angespannten Situation?

Das wird den Menschen auch kein Essen auf den Teller bringen. Das dringlichste Problem ist aus meiner Sicht die Versorgung in Venezuela. Klar, kann man sagen: Um das wirtschaftliche Problem der Versorgung zu lösen, muss das politische Problem gelöst werden. Gut, dann müssen sie sich einigen, ob sie Neuwahlen durchführen wollen, wie diese durchgeführt

werden sollen und so weiter. Aber ich sehe ein polarisiertes Venezuela. Und wegen dieser Polarisierung gibt es keinen Dialog.

Sie haben doch gute Beziehungen nach Venezuela. Könnten Sie oder andere lateinamerikanische Politiker nicht vermitteln?

Ja. Hauptsache es mischen sich weder die Europäer noch die Vereinigten Staaten ein. Das ist unsere Sache. Wir haben auch keine magische Lösung. Aber klar ist: Wenn sich jemand von außerhalb einmischt, Gott bewahre, dann wird alles noch viel schlimmer.



© Reuters

Mujica an der Garage seines Bauernhofes außerhalb von Montevideo

In Brasilien ist Dilma Rousseff wegen eines Amtsenthebungsverfahrens suspendiert. Das Land steckt in einer schweren politischen, wirtschaftlichen und moralischen Krise.

Ich glaube, Brasilien wird irgendwann Neuwahlen durchführen müssen. Nur so lässt sich das Vertrauen der Gesellschaft wiedergewinnen. Das ist sehr wichtig, denn wenn sich die Menschen unsicher fühlen, läuft auch die Wirtschaft nicht. Brasilien hat eine Falltür in der Verfassung, die dazu führt, dass es mehr als dreißig politische Parteien gibt. Jedes wichtige Gesetz muss ausgehandelt werden, mit dem einen, mit dem anderen, so dass das Parlament eher zu einem Marktplatz wird. Das schafft politische Instabilität.

Im Vergleich zu den anderen lateinamerikanischen Ländern steht das kleine Uruguay noch sehr gut da.

Und Bolivien, Bolivien geht es auch gut.

Im vergangenen Jahr ist Ihr Parteifreund Tabaré Vázquez zu Ihrem Nachfolger gewählt worden. Was haben Sie in Uruguay anders gemacht?

Uruguay war schon immer das Land in Lateinamerika, das am besten teilen konnte. Es ist ein sehr kleines Land. Und das laizistischste Land des Kontinents. Das Land, das als erstes Frauen die Scheidung ermöglichte. Prostitution anerkannt hat. Statt Prohibitions Gesetze einzuführen übernahm der Staat die Herstellung von Alkohol. In den vierziger Jahren ließ er Arbeiterrechte in Verträgen festschreiben. Wenn wir ein Land von 50 Millionen Einwohnern wären, dann würde die Weltgeschichte sagen: In Uruguay wurde die Sozialdemokratie

begründet. Wir sind aber nicht mehr als ein Stadtviertel, deshalb durften wir nie richtig mitspielen. In diesem historischen Kontext steht unsere Regierung.



© AP

Mujica und seine Frau Lucia Topolansky in ihrem berühmten VW-Käfer

Aufmerksamkeit aus aller Welt bekam Uruguay, als Sie Marihuana legalisierten. Und zwar nicht nur den Konsum, sondern auch den Anbau. Außerdem soll es staatlich kontrolliert in Apotheken verkauft werden. Wie läuft die Umsetzung?

Es fängt gerade an zu funktionieren. Wir haben eine Politik eingeführt, die den Handel regulieren soll. Wir befürworten Marihuana nicht, wir sind keine Freunde irgendeiner Sucht. Es ist das gleiche Prinzip wie bei der Prostitution: Das Land hat die Prostitution anerkannt, weil sie ein Fakt ist, weil sie existiert. In Uruguay gibt es gut zehntausend Personen, die ein bisschen mehr oder ein bisschen weniger Marihuana rauchen. Wir werden nicht fördern, dass die Menschen immer mehr Marihuana konsumieren. Aber es gibt Konsumenten und die müssen wir vom illegalen Markt holen. Wir müssen ihnen eine legale Option anbieten, ein gutes Produkt. Das ist alles eine Frage des Limits. Wenn ich ein paar Gläser Whiskey trinke, dann tut mir das vielleicht nicht gut. Aber ich halte es aus. Wenn ich jeden Tag eine Flasche trinke, dann bin ich ein Alkoholiker und muss in die Klinik. Das Gleiche gilt für Marihuana. Wenn einer ab und zu etwas raucht, ist er dann kriminell? Sollen wir ihn verfolgen, ins Gefängnis stecken wegen eines Joints? Und wenn einer einen Joint nach dem anderen rauchen will, zu einem halben Zombie wird, dann ist der krank. Dann müssen wir ihn aber auch wie einen Kranken behandeln, nicht wie einen Gefangenen.

Sie haben die Legalisierung als „soziales Experiment“ bezeichnet. Haben Sie schon erste Erkenntnisse gewonnen?

Nein, wir können noch keine Bilanz ziehen. Aber für mich persönlich ist klar: Schlimmer als die Droge ist die Drogenmafia. Deshalb halte ich es für die bessere Politik, ihr den Markt wegzunehmen. Legalisieren. Wir können die Drogen nicht aus der Welt schaffen. Aber wir können sie der Mafia wegnehmen.

Müssten Sie dafür nicht auch Drogen wie Kokain legalisieren?

Ja. Ein weites Feld, aber die Welt wird von alten, ängstlichen Konservativen regiert. Und jeder kleine Schritt kostet einen irrsinnigen Aufwand.



© Reuters

Auch die dreibeinige Hündin Manuela ist dank der vielen Interviews, die Mujica auf seinem Bauernhof gegeben hat, inzwischen berühmt.

Auch in Uruguay hat die Kriminalität in vergangenen Jahre zugenommen.

Die Kriminalität hat zwischen den Jahren 2000, 2002 und 2003 zugenommen. Um mehr als 85 Prozent. Das war eine Konsequenz der Wirtschaftskrise. Danach ging es mit dem Land wieder bergauf, aber die Kriminalität blieb. Sie brennt sich in die Gesellschaft ein. Und es ist sehr schwierig, sie wieder zu verringern.

Ganz Lateinamerika leidet unter der Kriminalität und der Gewalt der Drogenbanden. Warum sind sie so schwer zu bekämpfen?

Sie machen einen enormen Gewinn. Sie haben genug Geld, um die staatlichen Repressionsorgane auf zwei Wegen zu korrumpieren. Leider haben die Staatsorgane nicht die Mentalität eines Che Guevara. Sie bestehen aus Menschen. Und die halten diesem doppelten Druck nicht Stand – dem Geld, das sie angeboten bekommen, auf der einen Seite, und der Bedrohung auf der anderen Seite. Deshalb sage ich ja: Wenn wir das ändern wollen, dürfen wir nicht so weitermachen wie bisher. Deshalb haben wir dieses Experiment begonnen. Wir versuchen, die Drogenmafia aus dem Markt zu verdrängen.

Am Ende Ihrer Präsidentschaft haben Sie gesagt, dass Sie sich schon darauf freuen, wieder mehr Zeit auf dem Traktor zu verbringen. Nun sind Sie doch ständig unterwegs. Was treibt Sie an?

Das ist, als würden Sie angesichts der Entwicklungen, die es gegeben hat, fragen: „Warum blüht und sprießt hier alles? Es gehen doch nicht alle Samen auf.“ Aber der ein oder andere schlägt doch Wurzeln. Und das ist wichtig, weil die Arbeiter unserer künftigen Welt heute in den Universitäten anfangen. Die Revolution geht weiter und sie wird Pluralität schaffen. Dafür brauchen wir immer besser qualifizierte Menschen. Ich säe Ideen für diese Welt. Warum? Weil einige nur Lärm machen wie der Donner und es anderen überlassen, fruchtbarer Regen zu sein.

Im Internet sind Youtube-Videos ein Hit, in denen Sie über den Sinn des Lebens philosophieren. Freut es Sie, dass Sie damit auch bei der jungen Generation ankommen?

Ach, nein. Das alles strengt mich sehr an, auch dieses Reisen. Physisch kosten die mich sehr viel. Aber ich habe das Gefühl, das tun zu müssen. Es wird so viel altes Zeug geredet im Moment. Und nicht über die Herausforderungen nachgedacht, die auf uns zukommen. Ich denke, der Mensch muss anfangen, als Spezies zu denken und nicht als Land. Die Armut Afrikas, den Klimawandel, die Volatilität des Finanzsystems, all das kann kein einzelnes Land lösen.

Woher nehmen Sie Ihre Lebensweisheiten?

Ich habe immerhin schon ein bisschen lange gelebt. Ich war ziemlich lange im Gefängnis und habe viel nachgedacht. Aber die Weisheit ist nicht mein Eigentum, es ist die Weisheit der Gesellschaft. Ich bin ein Produkt meiner Lebensumstände, sonst nichts.

Quelle: FAZ.NET

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH 2001–2023
Alle Rechte vorbehalten.